

Wolfgang Ebert

Festvortrag am 31.08.2023 zum Gedenken an das 350jährige Jubiläum des Wiederaufbaus der Wurzener Stadtkirche nach dem 30jährigen Krieg  
**„Die Bedeutung der Stadtkirche St. Wenceslai für die Stadt Wurzen“**



Eigentlich müsste es die Einwohner dieser Stadt verwundern, wenn hier und jetzt über die Bedeutung unserer Stadtkirche St. Wenzel geredet werden soll. Denn sie ist auch für einen Fremden und Gast nicht zu übersehen und nicht wegzudenken, wenn er sich ihren Anblick eingepägt hat. Sollte ihre Bedeutung für das Gemeinwesen, die Stadt Wurzen, die ev.-luth. Kirchgemeinde oder für die Anwohner zu hinterfragen, wirklich notwendig und sinnvoll sein?



Der Turm der Kirche mit seiner kupfernen welschen Haube ragt ja unübersehbar aus der Dachlandschaft heraus, er ist ein nicht wegzudenkender Teil des Panoramas der Stadt, ganz gleich von welcher Seite man auf sie sieht.



Ihr Baukörper stellt sich imposant vor Augen, wenn man sich ihm nähert. Er bleibt oft der wichtigste Orientierungspunkt.



Zufall oder nicht: Auf ihren Turm scheinen Wege und Straßen oder Schienen, selbst im Umland, immer wieder zuzulaufen. Er ist ein richtungweisender Punkt.



Selbst für Vögel ist er Lebensraum und zuweilen wichtiger Rastort.



Es muss also schon besondere Gründe geben, wenn man versucht, ihn im Panorama der Stadt wegzulassen oder zu ersetzen.



Dabei können wir sicher sein: Die Kirche mit ihrem fast mahrend aufragenden Turm hatte zwar nicht immer dieses Aussehen, aber nachweislich steht seit mindestens 750 Jahren eine Kirche unerschütterlich an dieser Stelle. Seit über 300 Jahren zeigt sie sich im Äußeren so, wie wir sie heute wahrnehmen können, und sie hat bislang alle Gefährdungen überdauert, selbst mehrfachen Verfall und schwere Zerstörung überstanden.

Wobei wir beim eigentlichen Anlass unserer heutigen Zusammenkunft und meiner Rede wären.

Mit ihr stelle ich mich dabei einem herausfordernden Anspruch.



Denn vor fast genau dreieinhalb Jahrhunderten, nämlich am 29. September 1673, das war am Tage des Erzengels Michael, dem Patron des deutschen Volkes, an einem Freitag, versammelten sich in dieser Kirche wohl die gesamte ehrenwerte Bürgerschaft der Stadt samt ihren hohen wohlloblichen Honorationen.

Feierlich weihte man an diesem Tag die wieder aufgebaute Stadtkirche, die 36 Jahre zerstört und wüst gelegen hatte. Während der sogenannten Wurtznischen Kreuz- und Marterwoche war sie während des 30jährigen Krieges nach tagelanger Terrorisierung und Plünderung der Einwohner durch Soldaten des schwedischen Generals Schlange am 7. April 1637 mit der gesamten Stadt in Flammen aufgegangen und zerstört worden. Dieser Karfreitag des Jahres 1637 muss wohl als der schwärzeste Tag in der Geschichte unserer Stadt angesehen werden. Die Zerstörungen damals schienen total und haben selbst abgebrühte Zeitgenossen entsetzt. 500 Überlebende sollen letztendlich auf den Brandstätten zurückgeblieben oder auf sie zurückgekehrt sein. Jedes Weiterleben schien unmöglich. Heute würden wir bei weniger Drangsal von schweren Traumatisierungen sprechen und damit jede Untätigkeit oder Verzweiflungstat der Betroffenen zu rechtfertigen versuchen. Die Zeiten damals waren andere.



Einer der Betroffenen hielt am 29. September 1673 unter dem neuen Dach der Kirche hier die Predigt zur Weihe des Hauses. Es war der damalige Stiftssuperintendent Christoph Daniel Schreiter, der selbst 1624, sechs Jahre nach Beginn des 30jährigen Krieges in Wurzen geboren worden war. Sein Vater und vorletzter Vorgänger im Amt des Superintendenten, Johann Schreiter, hatte mit seiner Familie alle Drangsale, Plünderungen und Epidemien in den Jahren des Krieges erlebt. Er starb im Jahr nach der Katastrophe.

Ihm war es nicht vergönnt gewesen, durch seine Autorität und seinen persönlichen Einsatz als geistlicher Oberhirte der Wurzener die Vernichtung der Stadt abzuwenden. Im Gegensatz zu seinem Amtsbruder Martin Rinckart, dem Eilenburger Archidiakon, der etwa zur gleichen Zeit durch sein persönliches mutiges Auftreten vor den Plünderern und Brandstiftern seine Schutzbefohlenen vor dem Schlimmsten bewahrt

haben soll. Er ist übrigens der Dichter des Kirchenliedes „Nun danket alle Gott“, das unmittelbar vor dem Schicksalsjahr Wurzens entstand und bis jetzt weltweite Verbreitung gefunden hat.

Der außerordentliche und energische Einsatz von Christoph Daniel Schreiter, mit dem er nach seinem Dienstantritt als Superintendent im Jahre 1657 ab 1660 den Wiederaufbau der zerstörten Wenceslaikirche verfolgte, ist vor diesem biografischen Hintergrund durchaus nachvollziehbar. Keine adäquate Vorstellung dagegen können wir uns wirklich machen von den Schwierigkeiten, die dabei mit verarmten Bürgern in einer zerstörten Stadt und in einem zugrunde gerichteten Land zu überwinden waren. Schreiter bekennt später, dass er sich dreizehn Jahre mit „Laufen, Rennen, Schreiben, Suppliciren und tausenderlei anderen Bemühungen“ habe anhalten müssen.

Im Erinnern daran können wir uns hoffentlich etwas in die Situation der Einwohner von Großröhrsdorf in unseren Tagen hineinversetzen.

Am Michaelstag 1673 lief jedenfalls unser begnadeter Prediger und wohlgebildete Theologe und Philologe in seiner Weiherede zu wahrer barocker Höchstform an Beredsamkeit auf. Sicherlich war er danach auch mit sich zufrieden. Die Kirchweihpredigt ließ er ein Jahr später drucken. Die Nachwelt sollte davon wissen und nichts vergessen. Nach seinem Tod 1714 wurde die Rede noch einmal 1747 nachgedruckt. Sie umfasst 93 Seiten. Wenn er den Text wirklich so wie gedruckt, ohne die Zueignungen und Anmerkungen, vor den Versammelten zu Gehör gebracht haben sollte, muss das über zwei Stunden gedauert haben.

Uns allen hier zur Beruhigung: So lange wird es heute nicht dauern. Die barocke Redegewandtheit ist uns auch längst abhanden gekommen. Außerdem haben wir ja heute Abend auch noch eine Ausstellungseröffnung vor uns. Und in der Ausstellung wird noch vieles Wichtige gezeigt, was ich in meiner Rede nicht berühren werde.

Selbstverständlich hat der Superintendent 1673 wort- und bilderreich zuerst Gott gedankt – für seine Gnade, seine Hilfe beim großen Werk der Gemeinde, für die Entfaltung ihrer Glaubens- und Willenskräfte, für das wahrnehmbare Wirken des Heiligen Geistes in Hirn und Herz und Hand aller Beteiligten beim Überwinden der Ruinen, dass „Wurzen nunmehr wieder wurzeln“ möge.



Das neue Gotteshaus auf dem Sperlingsberg leuchtet in seinen Worten mehrmals auf wie das templum Salomonis (so seine Worte) – der Tempel Salomos – auf dem Hügel vor den Mauern der Stadt.



Das trennende Rietzschketal könnte alsdann wie das Hinnom- oder Kidron-Tal wahrgenommen werden vor dem Berg Moria im alten Jerusalem.

Doch der streitbare Gottesmann in guter lutherischer Tradition weiß auch die geldwerten guten Taten in seiner Rede zu schätzen.



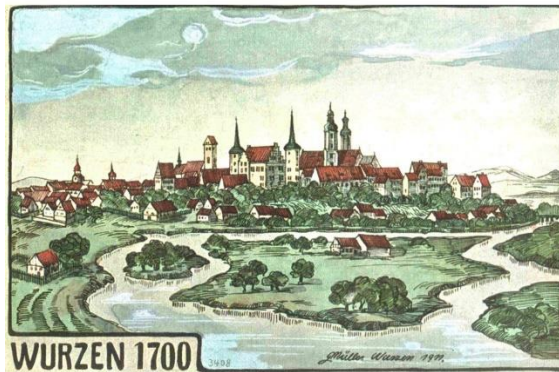
Wir erfahren u.a. von den 1000 Baumstämmen, die der sächsische Kurfürst Johann Georg II. aus den Wäldern um Sitzenroda den Wurzenern zukommen lässt, von den Geldsammlungen in den sächsischen Kirchenbezirken und auf den Leipziger Messen, von zahlreichen Stiftungen und anderen privaten Zuwendungen.

In den Zueignungen und Anmerkungen, aber auch anderen Schriften Schreiters erfahren wir auch Wissenswertes über die frühe Geschichte unserer Wenceslaidkirche. Darauf haben alle späteren Ortshistoriker, in erster Linie Christian Schöttgen, Bezug genommen.

Die Kirche erscheint 1275 erstmalig in der Überlieferung. Aber Ursprung und frühester Werdegang bleiben uns weitgehend verborgen. Einig ist man sich heute meist in der Annahme, dass mit der Christianisierung der sorbischen Bevölkerung an der Vereinigten Mulde auf einem alten Begräbnisplatz eine erste Kapelle gebaut worden sein könnte, die dann auch einem slawischen Patron geweiht worden ist, dem heiligen Václav oder lateinisch Wenceslaus oder Wenzel später auf Deutsch. Kapelle bzw. Kirche mit Friedhof blieben immer vor den Toren der eigentlichen deutschen

Rechts-Stadt – damit ist sie ein Unikum als Stadtkirche. Noch Schöttgen schreibt 1717 sinngemäß: Wenn die Wurzener in die Kirche gehen, laufen sie zum Tor hinaus.

St. Wenceslai hat irgendwann die ältere St. Jacobikirche als Stadtkirche abgelöst. Denn bei St. Jacobi versah bald nur noch ein Plebanus – ein Volkspriester – den Dienst, nachdem das Kollegiatstift 1340 die Wenzelspfarre wegen derer Einnahmen an sich gezogen und damit eine neue Prébende St. Margarethen für einen ihrer Kollegiaten begründet hatte.



Auch über das bauliche Aussehen der nunmehrigen Stadtkirche wissen wir nichts Genaues.

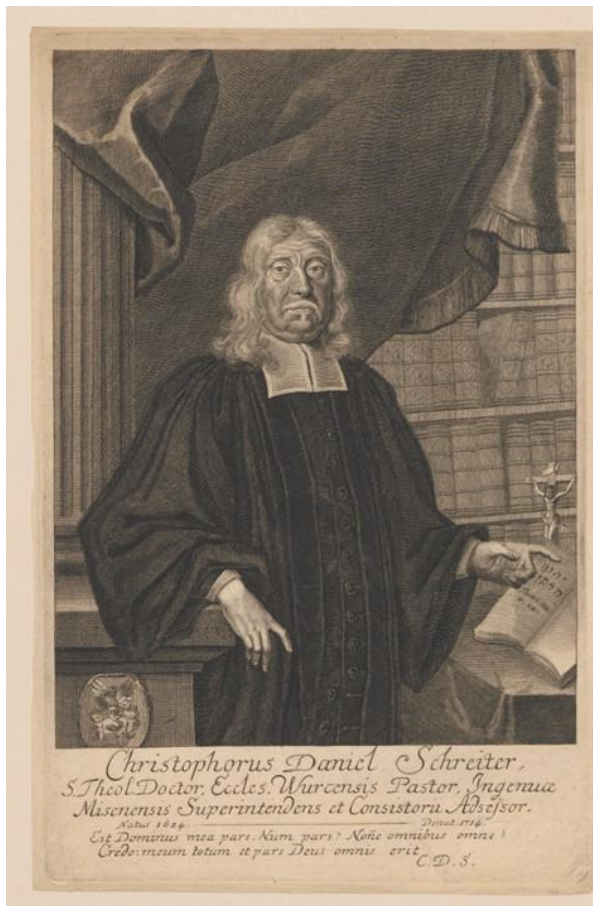
Aber irgendwann seit Mitte des 15. Jh. können Bautätigkeiten vermutet werden. 1413 wird ja Wurzen zum ersten Mal „Städtlein“ genannt; das Stadtwappen, dessen Reiter wohl ursprünglich den Patron der Stadtkirche darstellte, ist seit 1465 bekannt. Der Kirchenbau, der 1637 zerstört wurde, geht auf den für Wurzen bedeutsamen Meißner Bischof Johann von Salhausen zurück. Dessen rühmt sich dieser selbst in dem Rechenschaftsbericht über seine Amtsführung, und die im Kirchturm aufgefundene Jahreszahl 1513 unterstützt auch seine Version. Von diesem Bau sind uns heute noch der eingewölbte Chorraum erhalten, seit 1989 von der Kirchenhalle durch eine Wand getrennt und als Winterkirche genutzt, der Gemeinderaum, in dem wir uns jetzt befinden. Auch die Umfassungsmauern der Halle, und die unteren quadratischen Teile des Turms gehören zu dem spätgotischen Bauwerk.

Doch 1513 war der Kirchenbau bestimmt noch nicht im Sinne des Bauherrn vollendet. Denn 1542 bemängeln die Visitatoren einiges am Bau. Auch damals hatten finanzielle Nöte Provisorien erzwungen. Ob die Kirche nach dem verheerenden Stadtbrand von 1519 wirklich schon als baufällig bezeichnet werden durfte, hat schon Christian Schöttgen, sicher mit Recht, bezweifelt.

Auch Christoph Daniel Schreiter war sich 1673 bei seiner Lob-, Dankes- und Weiherede bewusst, dass noch vieles nicht geschafft war. Kirchenschiff und Chor waren zwar erneuert und konnten wieder genutzt werden. Aber erst eine der drei geplanten Glocken hing im Turm, die mittlere und die kleine Glocke folgten bis 1678. Auch der Turm hatte noch nicht seine endgültige Form. Erst seit 1689 besitzt er über dem Glockenraum seine achteckige, dreistöckige Verlängerung (bis 1911 Wohn- und Arbeitsort für die städtischen Türmer) und die unverkennbare, anfangs schiefergedeckte, jetzt kupferne welsche Haube mit Laterne, weit aufragender Spitze und Knauf.



Der Superintendent musste seine Gemeindemitglieder immer wieder in die Pflicht nehmen. An einer neuen Orgel werkete man schließlich noch bis 1750.





Als Schreiter 1714 starb, waren immer noch nicht alle Erneuerungen zur Zufriedenheit getan.

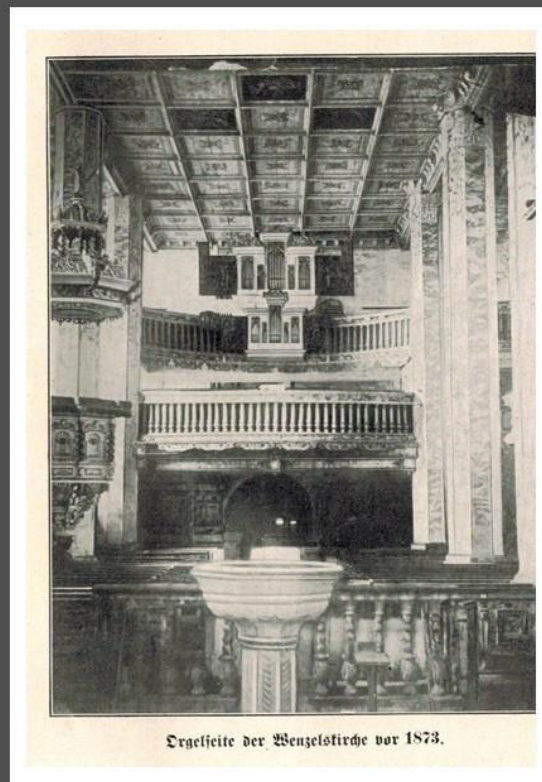
Inzwischen waren seit 1706 auch wieder die Schweden im Lande gewesen. Der Nordische Krieg tobte um die Vormacht an der Ostsee, und eine Entscheidung auch über die Zukunft Sachsen-Polens fiel 1709 am damaligen östlichen Rande Europas, in der fernen Ukraine, in der Schlacht von Poltawa.

Dem glaubensfesten Gemeindegeliebten könnte spätestens auf seinem Sterbelager die uralte Einsicht deutlich vor sein inneres Auge getreten sein, dass ein Tempel für den Herrn niemals fertigzustellen ist, für den einzelnen Menschen nicht, für eine Generation nicht, auch nicht an diesem einen Tag, von dem die Ankläger listig gegen Jesum sprechen. Der Bau bleibt ein Bauen auf Dauer (dreimal „au“!); erst die Arbeit am Bau lässt die Anwesenheit des Heiligen Geistes in ihm vermuten.

Die nachfolgenden Geschlechter blieben diesem Vermächtnis auf ihre Weise verhaftet. Im Jubeljahr 1763 verständigte sich die Gemeinde darauf, alle 100 Jahre den Vorgängen im Umkreis von 1673 zu gedenken. Ernsthaftige Gedanken über eine notwendige „Ausbesserung“ der nunmehr barock geprägten Innenausstattung machten sich der städtische Bauausschuss und der seit 1868 bestehende Kirchenvorstand im Vorfeld des 2. Jahrhundertjubiläums 1873. Besonders der damals amtierende letzte Stiftssuperintendent Franz Maximilian Wilisch trat entschieden für eine völlige Neugestaltung des Kircheninnenraums ein.



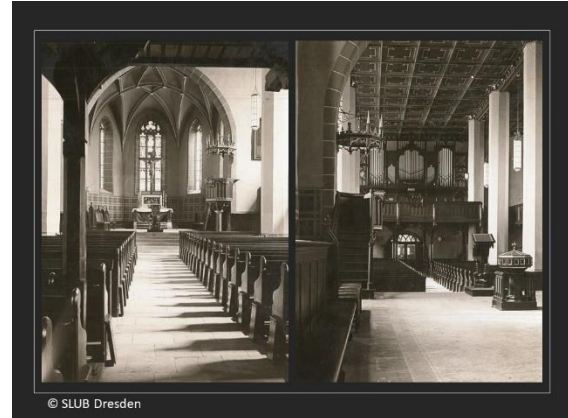
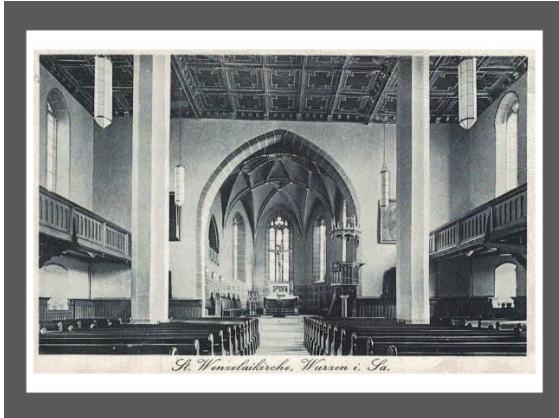
Altarseite der Benzelskirche vor 1873.



Orgelseite der Benzelskirche vor 1873.

In der Folge beseitigte man die gesamte barocke Innenausstattung und ersetzte sie durch nahezu hemmungslose Tischlergotik und neogotische Ausmalungen, was den Ruch des Patriotischen verströmen sollte und von Anfang an nicht unbestritten blieb. Alles Barocke, weil wohl zu „welsch“ und fremd empfunden, wurde unauffindbar entsorgt. Alles musste ganz rasch gehen. Finanzierungssorgen wie 200 Jahre zuvor

schien es nicht zu geben. Trotzdem konnte die Weihe der erneuerten Kirche erst 1874, ein Jahr nach dem geplanten Termin, gefeiert werden. Mit der neuen Orgel war von Anfang an kein Staat zu machen. Sie wurde deshalb auch 1902 durch die noch heute vorhandene Jehmlich-Orgel auf tiefer gelegter Empore ersetzt.



Die Kirche bot jetzt Platz für 880 Menschen. Damit hatte sie den Höhepunkt ihrer Nutzung als Gotteshaus erreicht. Zumindest was ihre Kapazität betraf. Der letzte in der langen Reihe der Türmer, Friedrich Schöne, versah bis 1911 als städtischer Beamter auf dem Kirchturm seinen Dienst.



22 Jahre lang war er für Feueralarm zuständig und auch für den Stundenschlag über den Dächern der Stadt, denn eine Turmuhr wurde erst 1913 der Stadt von einem Unternehmer geschenkt und in das oberste Stockwerk des aufgesetzten Oktogons des Turms eingebaut.

Ein halbes Jahrhundert später ein brisantes Streitthema zwischen Stadt und Kirche. Es wurde sogar grundsätzlich: Wer ist zuständig für die Angabe der exakten Zeit, in der wir leben – die Stadt bzw. der Staat oder die Kirche? Doch die Uhr ging in den betreffenden Jahren sowieso meist nach dem Mond oder gar nicht.



Der Verlust der Glocken in den beiden Weltkriegen, der Ersatz durch Stahlglocken 1919 (ebenfalls das Geschenk eines Wurzener Unternehmers), weitgehender Verschleiß der Bausubstanz in den Nachkriegszeiten und schließlich die Beschränkungen im Staatsozialismus führten dazu, dass zum 3. Jahrhundertjubiläum 1973 die Kirchgemeinde vor einem Berg von baulichen Problemen stand.



Heiligabend 1975 fand in der Kirche der vorläufig letzte Gottesdienst statt. Schwammbefall und andere schwerwiegende bauliche Schäden, aber auch die zahlenmäßige Verringerung der Gemeindemitglieder erzwangen völlig neue Überlegungen und Planungen im Kirchenvorstand und bei beteiligten Partnern. Die meisten von uns sind Zeugen der folgenden Veränderungen geworden.



Die auffälligste und einschneidendste ist die Abtrennung des Chorraums vom Kirchenschiff und die Schaffung einer heizbaren sogenannten Winterkirche, die seit Oktober 1989 auch als solche genutzt wird. Diese Entscheidung war natürlich zunächst hoch umstritten, blieb aber alternativlos. Somit erweist sich die letzte bauliche Erneuerung als ein sehr sinnbeladener Vorgang, der die innere Situation der Institutionen Kirchgemeinde und Amtskirche verdeutlicht. Äußerlich erhebt sich die Stadtkirche, wie selten in ihrer Geschichte, hoch und erhaben, mit wieder gesichertem Turm und wieder begehbaren Türmerwohnung,



mit moderner und – meist – intakter Uhr, mit nächtlich leuchtenden Zifferblättern, seit 2019 auch wieder – nach 100 Jahren – mit drei neuen Bronzeglocken, die zu gegebenen Zeiten und Anlässen ihren Klangteppich ausbreiten – so erhebt sie sich über

die Dächer der Stadt. Als Hülle für einen Weltinnenraum. Als ein Orientierungs- und Kommunikationsort.



Dass der Bau ein Bauen auf Dauer bleibt, werden ebenso wie Christoph Daniel Schreiter vor 350 Jahren auch die tätigen Männer und Frauen von 1973, um 1989, um 1995, 1999, 2018/19 oder auch 2023 erlebt haben. Die Amtsträger und Angestellten der Kirchgemeinde, der Kirchenvorstand, die Mitglieder des Fördervereins zur Erhaltung der Wurzener Stadtkirche, die Kantoren und die Kantorei, die bisherigen Pfarrer und Gemeindepädagogen und die vielen einsatzwilligen Mitglieder der Gemeinde müssen in das Gedenken einbezogen werden. Denn das Bauen es ist ja noch nicht zu Ende.



Was wird nun aus der geretteten Halle, dem eigentlichen Innenraum? Was wird mit der Orgel von 1902? Wir wissen, dass unter uns Menschen um Antworten auf diese Fragen ernsthaft bemüht sind. Und es wird immer Menschen geben müssen, die deshalb anderen „merk-würdig“ vorkommen werden bei der Energie, die sie ihrer Ziele wegen aufbringen.

Den Menschen „merk-würdig“, den Engeln lieb, wie es der tschechische Autor František Kupka in seinen „Karlsteiner Vigilien“ vom Heiligen Wenzel, dem Patron der böhmischen Länder sagt. Auch Christoph Daniel Schreiter konnte ihn in seiner Predigt 1673 nicht unerwähnt lassen, obwohl er die alte Heiligenverehrung sicher als papistischen Gräuel abtat. Aber die Geschehnisse um den Patron unserer Stadtkirche, dessen Ermordung durch seinen Bruder an einem 28. September vor über 1000 Jahren, an einem Montag (das Jahr wird uns nicht mitgeteilt), haben eine viel zu große Dimension. Seit 2000 ist der Tag des Brudermords in Tschechien Staatsfeiertag, doch das ist schon eine andere Geschichte.

Aber ganz vergessen sollten wir sie in unseren Mauern nicht. Schon wegen des mahnend aufragenden Turmes nicht. Und weil verlorenes Wissen neue Gräuel erleichtert. Auch angesichts von St. Wenceslai zu Wurzen.



Ein keckes Kirchtürmchen mit Kosakenbart und dem etwas verrutschten, aber unverkennbaren welschen Häubchen grüßte 2015 als Maskottchen „Wenzel“ – völlig unphilologisch mit c geschrieben – die Besucher der Stadt zum „Tag der Sachsen“, aber das Wappen mit dem ritterlichen heiligen Wenzel – philologisch exakt mit z – taucht in der gegenwärtigen Netz-Präsentation der Stadt nicht mehr auf:

Das durch die Stadtverfassung geschützte städtische Amts- und Hoheitszeichen seit 1465 wird von einem zeitgeistlichen „Corporate Design“ mit Ringelnatzkopf-Profil bedrängt und zunehmend verdrängt. Warum eigentlich?

Vielleicht sollte die Geschichte von Wenzel, dem Herrn des böhmischen Landes, doch noch einmal erzählt werden.

Aber nicht heute. Diese Geschichte heben wir uns auf.